

2. Der Beruf in der Schnittfläche zwischen beruflicher Praxis und Disziplin

Der Beruf spielte und spielt nicht nur in der Lehre, sondern auch in der Translationswissenschaft eine keineswegs untergeordnete Rolle. Die Befassung mit dem Beruf als Objektbereich zielt(e) allerdings nicht generell auf eine Erkenntnis ab, die sich schrittweise fundieren und kumulativ ausbauen lässt, sondern zudem auf eine Erkenntnis, die sich auch praktisch nützen lässt. Das Interesse lag also nicht allein darin, sich ein Bild von der translatorischen Praxis zu machen, sondern auch darin, Mittel zu generieren und zur Verfügung zu stellen, die diese berufliche Praxis – und damit ihren Forschungsgegenstand – zu prägen und zu verändern vermögen. Das folgende Kapitel widmet sich jener Schnittfläche zwischen Praxis und Disziplin, in der Publizierende als Praktiker*innen und Forschende in Personalunion einmal eher in die eine, einmal eher in die andere Richtung tendieren bzw. sich der einen oder anderen Rolle mehr oder weniger verantwortlich fühlen.

2.1 Qualität, Professionalität und Expertise – Von der Essenz der Berufe

Das Interesse am Beruf war insbesondere in der Dolmetschwissenschaft schon relativ früh ausgeprägt. So findet man z.B. in der ersten Auflage der Standardeinführung in die Dolmetschwissenschaft von Franz Pöchhacker (2004) als eines von vier Kapiteln zu »Selected Topics« neben »Process«, »Product and performance« und »Pedagogy« auch »Practice and profession«, unter das er Geschichte, Settings, Standards, Kompetenz, Technologie, Ökologie und Soziologie subsumiert.¹ Interessant in seiner Einleitung zu diesem Kapitel ist vor allem der Hinweis darauf, dass es sich bei Publikationen zu diesen Themen häufig nicht um wissenschaftliche Studien im

1 Dieser Abschnitt erhält in der Neuauflage von 2016 die Überschrift »Topics« und enthält Kapitel zu: »Language and Memory«, »Cognitive Processes«, »Product and Effect«, »Discourse and Interaction«, »History«, »Profession«, »Technology« und »Education«. Das Kapitel »Profession« wiederum enthält die Unterkapitel »Sociology«, »Competence«, »Ethics and Role«, »Quality« und »Occupational Issues«.

herkömmlichen Sinne handelt, sondern um Berichte aus der Praxis bzw. Mischformen, also Arbeiten, die zwar wissenschaftlichen Anspruch erheben, aber von einem berufspolitischen Impetus geleitet sind.

Auch bibliometrische Untersuchungen zeigen das Interesse am Beruf als Objektbereich deutlich. Die erste Studie stammt von Pöchlacher (1995), der zwei dolmetschwissenschaftliche Datencorpora unter verschiedenen Gesichtspunkten vergleicht. Sein zweiter Datenkorpus, der von 1989 bis 1994 reicht und 627 Einträge umfasst, wurde auch in Hinblick auf die Forschungsthemen untersucht. Dabei rangierte »Professional Issues« an dritter Stelle nach »Teaching/Training« und »Concepts«. Allgemein einführende und berufskundliche Arbeiten machen zusammen mehr als 20 Prozent des Korpus aus. In einer späteren Studie von Daniel Gile (2000), der ca. 2.000 Arbeiten zum Konferenzdolmetschen in einer Periode von den Anfängen der Publikationstätigkeit bis 1999 untersucht, bestätigt sich das Bild. In seiner Untersuchung rangiert »Professional Issues« an populärer zweiter Stelle nach Arbeiten zur Ausbildung. Und auch in einer Studie von Grbić (2007) über die Entwicklung der Forschung im Bereich des Gebärdensprachdolmetschens, deren Datenkorpus 908 Texte von 1970 bis 2005 umfasst, rangiert »Professional Issues« an zweiter Stelle nach »Settings and Modes«, wobei hinzugefügt werden muss, dass Publikationen zur Translationsdidaktik bewusst ausgeklammert wurden.

Die Literatur selbst ist, wie bereits erwähnt, in vielerlei Hinsicht disparat, was sich sowohl durch den Wandel der sozialen Praxis in sich kontinuierlich verändernden gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und technologischen Zusammenhängen als auch durch die Historie des Faches bzw. der Subdisziplinen Übersetzungs- und Dolmetschwissenschaft erklären lässt. So findet man neben theoretischen Abhandlungen und/oder empirischen Studien anekdotische Berichte, praxisorientierte Beschreibungen ebenso wie normative Anleitungen, wobei die Grenzen dieser Kategorien mitunter verschwimmen. Thematisch könnte man die wissenschaftliche wie berufspraktische Literatur grob in fünf Bereiche untergliedern:

1. Arbeitskontexte und -prozesse: Mikro- und Mesokontexte einzelner translativischer Tätigkeiten oder Settings, deren soziale und institutionelle Rahmenbedingungen, Herausforderungen und Sachzwänge; Beziehung zu und Kooperation mit Kund*innen; interprofessionelle Kooperation; Translationstechnologien; Translationsmanagement.
2. Arbeitsmarkt und Arbeitsbedingungen: Arbeitsmarkttrends und Arbeitsformen; Arbeitsbedingungen u. a. bezogen auf Stress und Gesundheit, Ergonomie; wirtschaftliche Aspekte, Rechtsfragen; Berufs- und Arbeitszufriedenheit; Motivation.
3. Standards und Ethik: Professionalisierung, Entwicklung und Diskussion lokaler und globaler Standards einzelner Tätigkeitsbereiche; Qualität und Qualitäts-

management; Zertifizierung und Akkreditierung; Normen; Rolle, Agency und Translationsethik.

4. Berufliche Identität und Status: berufliche Selbst- und Fremdbilder, Fragen der Sichtbarkeit, der (öffentlichen) Anerkennung und des Prestiges; Translator*innen als fiktionale Figuren in Literatur und Film.
5. Kompetenz und Expertise: (kognitive) Anforderungen an translatorische Tätigkeiten, translatorische Kompetenz und ihre Teilkompetenzen, deren Entwicklung; berufliche Weiterbildung, kompetentes Verhalten und Expertise.

Es ist u.a. der spezifischen Struktur des Studiums – Ausbildung von Praktiker*innen im Verbund mit wissenschaftlicher Qualifikation (wobei Letzterer im Zuge der Akademisierung kontinuierlich mehr Bedeutung zukam) – zu schulden, dass in translationswissenschaftlichen Arbeiten zu translatorischen Berufen die Untersuchung und somit Festschreibung essenzialistischer Kategorien bzw. Qualitäten von Berufen über lange Zeit dominierte. So stand in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung zunächst meist das Wesen der einzelnen Tätigkeitsfelder und deren Bausteine im Vordergrund und weit seltener die Frage nach deren Repräsentationen. Während dies für Fachlehrbücher noch nachvollziehbar erscheint, wie dies in Kapitel 1.2.2 dargelegt wurde, so ist dieser Zugang bei Forschungsarbeiten zu hinterfragen. Insbesondere im Feld des Community Interpreting und des Gebärdensprachdolmetschens scheint ein zunächst funktionalistisch und finalistisch gedachtes Konzept von »Professionalisierung« mit Fokus auf einen dauerhaft zu erstrebenden Zielzustand über lange Jahre eine kritische Auseinandersetzung mit der Entwicklung der Tätigkeitsfelder in ihrer ganzen Komplexität gehemmt zu haben. Der Diskurs mündete nicht selten in normativen Qualitätsäußerungen darüber, wie ein*e professionelle Translator*in bzw. ein*e Expert*in die Arbeit zu verrichten bzw. nicht zu verrichten habe bzw. welche Ingredienzien dafür vonnöten sind. Vielen Arbeiten lag, wenn nicht ein konkretes Fortschrittsmodell, so doch ein Fortschrittsgedanke zugrunde.

Auf einen einfachen Nenner gebracht geht es in diesen Arbeiten um die funktionale Entwicklung einer professionellen beruflichen Praxis sowohl aus Selbstinteresse als auch im Interesse der Kund*innen, wenn nicht mehr in Richtung Exzellenz und Exklusivität, wie dies in den Anfängen des simultanen Konferenzdolmetschens Usus war (siehe Kapitel 1.1.2), so doch definitiv in Richtung klar definierter Gütekriterien und damit um Abgrenzung – sei es von vorprofessionellen Phasen, die man hinter sich lassen wollte, sei es von nicht-professionellen Akteur*innen, zu denen man einen deutlichen Abstand zu wahren suchte. Insofern drückt sich in diesen Arbeiten ein utilitaristisches Verständnis von Wissenschaft aus, die der Gesellschaft dienlich sein und der Praxis nützen soll. Zugrunde liegende gesellschaftliche Bedingungen, Kontexte der Kontrolle von Arbeit und Wissen, inter- und intraprofessionelle Zusammenhänge, historische Bezüge, aber auch Themen wie Konkurrenz

und Wettbewerb wurden zunächst weitaus seltener in Angriff genommen. Interessant ist dabei die Tatsache, dass sich verschiedene, erkenntnistheoretisch ebenso wie wissenschaftsideologisch voneinander unabhängige bzw. z.T. auch konkurrierende Zugänge – produkt- bzw. textorientierte, handlungsorientierte ebenso wie kognitive – diesem Fokus auf Güte verschrieben haben, der in Bezug auf die drei exemplarisch genannten Zugänge mit den Schlagwörtern Qualität (Text), Professionalität (Handeln) und Expertise (Kognition) umrissen werden können.

Ein weiterer Grund für die finalistische und utilitaristische Perspektive auf den Forschungsgegenstand mag darin liegen, dass viele Autor*innen der älteren Generation zwar eine Ausbildung als Translator*in abschließen, jedoch keinerlei wissenschaftliche Ausbildung genießen konnten, da die Curricula dies nicht vorsahen. Gile (1995: 15) bezeichnet in seinem Kreuzzug um hohe Qualität und empirische Fundierung dolmetschwissenschaftlicher Forschung (damals im Bereich des Konferenzdolmetschens) solcherlei Forschung als »personal speculation«, die zwar mitunter in einer akademischen Sprache verfasst wird, aber normative Prinzipien predigt und letztlich zum Dogma verhärtet. Doch auch wenn die universitären Curricula heute der wissenschaftlichen Ausbildung ihrer Studierenden die ihr gebührende Aufmerksamkeit schenken, so ist es doch nach wie vor häufig der Fall, dass jene, die publizieren, Praktiker*in, Lehrende*r und Forscher*in in Personalunion sind, was sich, wie zu vermuten ist, auf die von ihnen internalisierte Forschungspolitik, ihr Erkenntnisinteresse und ihren Habitus im wissenschaftlichen Feld auswirkt. Es soll damit nicht behauptet werden, dies gehe mit mangelnder Qualität der Arbeiten einher, vielmehr besteht die Gefahr, dass in der Schnittfläche von Praxis und Disziplin der unmittelbare Nutzen zur Herbeiführung gewünschter Ziele oder konkrete Anwendbarkeit von Ergebnissen als Impetus in den Vordergrund treten. Insofern ist es nicht verwunderlich, dass Sergey Tyulenev (2016: 23) in einem Beitrag in einem Handbuch zu translationswissenschaftlichen Forschungsbereichen und -methoden anmerkt, dass Translationswissenschaftler*innen Produkte ihrer jeweiligen Sozialisation sind und daher »split loyalties« entwickeln können, weshalb Forscher*innen angehalten sind, sich in Hinblick auf ihre Rolle(n) in (Selbst-)Reflexivität zu üben. Diese Verbindung von Praktiker*in und Forscher*in in Personalunion, die viele Vorteile, aber auch Nachteile hat, findet man auch in anderen Disziplinen wie der Pädagogik und der Sozialen Arbeit. Gerhard Riemann (2004) etwa spricht in diesem Zusammenhang von der Notwendigkeit einer methodisch zu erzeugenden »Befremdung der eigenen Praxis«, um Neues oder Unerwartetes im Feld entdecken zu können, ohne dessen Akteur*innen zu schützen oder aber zu denunzieren.

Eine der wenigen Personen, die sich relativ früh kritisch zu einer Forschungspraxis äußert, die auf den unmittelbaren Nutzen abzielt, auch wenn sie der angewandten Forschung ihren Platz nicht streitig machen will, ist Cecilia Wadensjö (2011a). Sie kritisiert in einem Artikel zur missverständlichen gegenseitigen Wahr-

nehmung von Forschung und Praxis, dass allzu vielen Forschungsarbeiten der Dolmetschwissenschaft das utopische oder zumindest trügerische Ziel zugrunde liegt, sämtliche Faktoren, die ein »effektives« und »akkurates« Dolmetschen determinieren, extrahieren und ein für alle Mal kontrollieren zu können. Dies diene dazu, um instrumentelles Wissen zu generieren, das letztendlich, angewandt im Klassenzimmer, zu einem optimalen Outcome in der Praxis führen soll. Mit Bezug auf Arbeiten in der Erziehungswissenschaft, die mit ähnlichen Problemen zu kämpfen hat, stellt sie die erwünschte instrumentelle Macht der Forschung zwar nicht gänzlich in Frage, doch führt sie beträchtliche Zweifel ins Treffen, um das Bewusstsein um die Problematik in der Scientific Community zu schärfen.

So ist auch in translationswissenschaftlichen Arbeiten zum Beruf vielfach zu beobachten, dass der nachvollziehbare Wunsch nach qualitativ hochwertiger Expertenhandlung in unterschiedlichen Feldern der sozialen Praxis die Forschungsansinnen, die Fragestellungen, die zugrunde liegenden theoretischen Modelle ebenso wie die Methoden der Forscher*innen zu beeinflussen vermochte. Auch wenn dies die Gefahr barg, die Forschungsfreiheit aufs Spiel zu setzen, den Fokus einzuschränken und die Distanz zum Forschungsgegenstand zu verlieren, so stand auf der anderen Seite der Medaille der erhoffte positive Effekt, den Beruf bzw. die translatorischen Berufsfelder nachhaltig mit dem Siegel von Qualität, Professionalität und Expertise versehen zu können.

2.2 Profis und Laien – Vom Bedürfnis der Differenzierung

Im Laufe der Jahre hat die Konstruktion des Forschungsobjektes immer wieder Modifikationen erfahren. Ob ein Produkt oder eine Handlung als Übersetzung oder Dolmetschung wahrgenommen und damit auch untersucht wird, hängt letztlich davon ab, ob dieses Produkt bzw. diese Handlung bestimmte, ihnen zugeordnete Eigenschaften aufweist, der dem Praxisfeld zugrunde gelegten Logik entspricht und dessen Konventionen nicht grob verletzt. So dies nicht der Fall ist, wird das gegenständliche Produkt bzw. die Handlung bestenfalls als Sonderfall von Translation angesehen.

Als Beispiel sei hier etwa die Differenzierung zwischen »Übersetzung« und »Bearbeitung« angeführt, die dazu angehalten hat, gewisse Translattypen aus dem Objektbereich des Fachs auszuschließen. So wurde in der linguistisch orientierten Übersetzungswissenschaft normativer Prägung etwa von Werner Koller ein relativ enger Übersetzungsbegriff vertreten. In seiner erstmals 1979 erschienen *Einführung in die Übersetzungswissenschaft* schloss er auf Grundlage des Postulats maximaler Äquivalenz zunächst all jene Zieltexte aus der Kategorie der »eigentlichen« Übersetzungen aus, die bestimmten Äquivalenzforderungen nicht genügen. Die in der Kategorie der »interlingualen Textverfahren« subsumierten Phänomene wären

durch die Brille dieser wissenschaftlichen Position aus dem Gegenstandsbereich der Übersetzungswissenschaft auszuschließen. Michael Schreiber (1993) fasst seine deskriptive Typologie der Texttransformationen weiter und unterscheidet zwischen Textübersetzung, Umfeldübersetzung und interlingualer Bearbeitung, wobei Letztere im Rahmen »einer weiter gefassten Intertextualitätsforschung« (ibid.: 4) zu untersuchen sei. Erwähnenswert ist an dieser Stelle auch die rezentere Verwendung neuer Kategorien wie »transediting« oder »transcreation« für Phänomene, die man, oft ohne über Sinn und Folgen nachzudenken, vom Übersetzen differenzieren möchte (vgl. dazu etwa Chesterman 2019 und van Doorslaer 2021).

Ebenso wie das translatorische Produkt erfuhren auch die translatorischen Akteure im Laufe der Zeit Modifikationen, Einschränkungen oder Expansionen. Da es zunächst das vorrangige Interesse war, die (kognitiven, sprachlichen, translatorischen, sozialen etc.) Prozesse ausgebildeter, im Beruf stehender Translator*innen zu analysieren, häufig mit dem untergeordneten Ansinnen, die Ergebnisse für die Entwicklung von didaktischen Konzepten und Curricula fruchtbar zu machen, wurde das Feld der nicht-professionellen Translation über weite Strecken aus dem Objektbereich ausgeschlossen (vgl. dazu Grbić/Kujamäki 2019). Dies zeigt sich etwa in der Verwendung diverser Gegensatzpaare, die sprachlich abstecken, wo die Grenzen zu verlaufen haben. So findet man beispielsweise für Profis Bezeichnungen wie »professionelle Dolmetscher mit Hochschuldiplom« (Kalina 2001: 51), »qualified professional translator« (Gouadec 2007: xiii), »trained, experienced interpreters« (Perez/Wilson 2007: 91), »fully qualified interpreter« (van den Bogaerde 2007: 284), für Laien u.a. »intuitive translator/interpreter« (Viaggio 1992: 309), »would-be interpreter« (ibid.: 311), »ungeschulte[...] Dolmetscher« (Kalina 2001: 53), »self-taught translators« (Gouadec 2007: 257) oder weniger apodiktisch »people who have hitherto worked on a less professional basis« (Kalina 2002a: 184). In ihrer Einführung *Understanding Translation* steckte Anne Schjoldager das Territorium der Disziplin klar ab: »Translation studies is mainly concerned with professional translation and so are we in this book (Schjoldager 2008: 30).

Die sogenannten non-professionals entsprachen den kanonischen Tätigkeits-, Verhaltens- und Wertemustern nicht und fanden als marginalisierte Gruppe bestenfalls zum Zwecke der Gegenüberstellung mit Profis Erwähnung. Dies geschah zum einen in meist experimentellen Expertisestudien, in denen Laien bzw. Laiinnen (aber auch Noviz*innen) als Vergleichsgruppe herangezogen werden, mit dem Ziel, Kompetenzen, Strategien und mentale Prozesse zu identifizieren, die Expert*innen von Laien unterscheiden (vgl. etwa Jääskeläinen/Tirkkonen-Condit 1991 für das Übersetzen bzw. Moser-Mercer et al. 2000 für das Dolmetschen). Zum anderen finden sich solche Gegenüberstellungen in Arbeiten, die sich für die Professionalisierung des Kommunaldolmetschens stark machen (vgl. etwa Pöhhacker/Kadrić 1999).

Diese kategorische Ausblendung sogenannter nicht-professioneller translatorischer Tätigkeiten zieht sich zwar durch die Geschichte der Disziplin, allerdings gab es auch Wissenschaftler*innen, die sich des Themas mit Interesse annahmen, allen voran Brian Harris. Mitte der 1970er Jahre brachte er die Idee ein, (gewisse) translatorische Fertigkeiten seien eine natürliche Prädisposition von Bilingualen und prägte dafür den Terminus »natural translation« (Harris 1977). Gemeinsam mit Bianca Sherwood überprüfte er die Hypothese »that the basic ability to translate is an innate verbal skill« (Harris/Sherwood 1978: 155) auf der Basis einer Reihe von Fallstudien kindlicher Mehrsprachigkeit und kam zum Schluss, dass »translating is coextensive with bilingualism« (ibid.). Unterstützt sahen sie ihre Hypothese durch die Häufigkeit spontaner, sozial redundanter oder ludischer Translation (ibid.: 168), wobei mit dem Alter der Kinder der Anteil unfreiwilliger und sozial funktionaler Translationen steige. Es ist nicht weiter erstaunlich, dass Harris' Arbeiten von Kolleg*innen der translationswissenschaftlichen Community zunächst angefochten wurden. Was allerdings auffällt, ist die Heftigkeit, mit der insbesondere die Aussage, die Translationswissenschaft solle zunächst natürliche Translation untersuchen, vom Tisch gewischt wurde. So tat etwa Hans P. Krings dieses Ansinnen als »schlichtweg unsinnig« (Krings 1986: 20) ab. Harris hatte allerdings nie vor, die Sphäre professioneller Translation zu kontaminieren oder ein neues Paradigma auszurufen, sein Verdienst war es schlichtweg, darauf aufmerksam zu machen, dass »[t]he scientific importance of natural translation is such that some people ought to be studying it [...]« (Harris 1992: 101).

Gideon Toury, der 1980 den Terminus »native translation« prägte, steht Harris' insofern kritisch gegenüber, als dieser dem Konzept der »natural translation« und seiner Entwicklungsstufen lediglich den Faktor (biologisches) Alter zugrunde legte. Laut Toury (1995: 244, 2012: 278) spiele sich Translation jedoch niemals in einem Vakuum ab, vielmehr, so argumentiert er, sei es eine Kombination aus persönlichen Eigenschaften und umfeldbedingten Umständen, die »trigger off the ›specialized predisposition‹ for translating« (ibid.: 246, 2012: 282). Im Zentrum stehe demnach die Sozialisation von Translator*innen, und diese beginne bereits sehr früh, insofern sei die Kompetenz eines »native translator« eine Kombination aus »nature and nurture« (Toury 1995: 250f., 2012: 285f.).

Weder Harris' »natural translation« noch Tourys »native translation« haben in der Translationswissenschaft breite Aufnahme erfahren. Ebenso kaum rezipiert wurden die Arbeiten der Anglist*innen Annelie Knapp-Potthoff und Karlfried Knapp, die in den 1980er Jahren im Rahmen des aufkommenden Interesses an Phänomenen der interkulturellen Kommunikation Studien zum Dolmetschen in alltagspraktischen face-to-face-Interaktionen durchführten. Um sie von professionellen Konferenzdolmetscher*innen abzugrenzen, die ihrer Meinung nach maschinengleich als »Kommunikationspartner völlig in den Hintergrund« (ibid.) treten, sprechen sie von »Sprachmittlern«. Diese könnten »neben der Funktion des

Übermitteln auch jene des *Vermitteln* ausüben« und daher als dritte Gesprächspartner*innen betrachtet werden (Knapp/Knapp-Potthoff 1985: 451).

Dass diese Arbeiten – auch wenn sie mitunter heutigen Kriterien nicht mehr genügen – lange Zeit ohne nachhaltige Rezeption geblieben sind, liegt u.a. am Umstand, dass die Abgrenzung zum »richtigen« Übersetzen und Dolmetschen vonseiten der Profis unterstrichen, aufrechterhalten und verteidigt wurde. Auch die Monopolisierung der Ausbildung von Translator*innen durch akademische Einrichtungen spielte eine gewichtige Rolle, galt die Professionalisierung von Übersetzer*innen und Dolmetscher*innen zunächst als Hauptargument für deren Existenz (vgl. Grbić/Kujamäki 2019). Durch diese Endlosschleife antithetischer Erklärungsmuster, die das beanspruchte Territorium professioneller Translation durch den Faktor akademische Ausbildung absteckte, wurde nicht nur der Objektbereich als scheinbar homogen konstruiert, es wurden auch Werturteile perpetuiert, die das professionelle Ideal nicht nur über den defizitären Dilettantismus erhob, sondern nicht professionell ausgeübter Translation mangelndes Erkenntnispotenzial für das Fach attestierte.

Mit der Sorge vor Unterspülung professioneller Standards durch ehrenamtlich tätige Translator*innen kommen in der Folge neben der akademischen Ausbildung zwei weitere Differenzierungskriterien zum Tragen, nämlich finanzielle Vergütung und Motivation. Auch wenn zunächst alle(s) in einen Topf geworfen wurde(n), d.h. der unbezahlte Sektor den nicht-professionellen Translator*innen zugeschrieben wurde, erkannte man zunehmend, dass es auch Nischen gibt, in denen sowohl ausgebildete als auch nicht ausgebildete Personen translatorische Leistungen aus Solidarität ohne Bezahlung erbringen. Dies war etwa im Rahmen von Katastropheneinsätzen wie jenem in Haiti der Fall, als einzelne Sprachkundige, Übersetzer*innen, Dolmetscher*innen, aber auch Translationsagenturen, Online-Communities und Verbände gemeinsam mit NGOs und Unternehmen in Kooperation mit den Einsatzkräften vor Ort weltumspannend mithilfe von Informations- und Kommunikationstechnologien translatorische Tätigkeiten durchführten (vgl. Rogl 2017). Ein weiteres Beispiel für diese Art von Einsätzen ist das »Interpreters-in-Aid at Desasters«-Projekt, das nach den Erdbeben 1999 in der Türkei ins Leben gerufen wurde und wissenschaftlich wie berufspraktisch begleitet wurde (vgl. Doğan/Kahraman 2011). Der Bereich der humanitären Translation wurde zwar zunächst stiefmütterlich behandelt, hatte jedoch mit weniger Polemik zu kämpfen, zumal die Ressource Solidarität (als Solidarität des Handelns) als gesellschaftlicher und ethischer Wert hierarchisch höher eingestuft wird als die Ressource Geld als berufspolitischer Wert. Dass das Feld inzwischen Einzug in den Mainstream gefunden hat, zeigt die steigende Publikationstätigkeit (vgl. etwa Federici/O'Brian 2020).

Anders verhält es sich mit einer weiteren translatorischen Nische, in der ausgebildete Translator*innen neben Einsteiger*innen und Amateur*innen arbeiten, dem Übersetzen und Dolmetschen aus sozialer Verantwortung und politischem

Engagement. Hier wird Solidarität nicht lediglich als ethischer Wert, sondern als Gesinnung verstanden, da Translator*innen eine klare politische und aktivistische Agenda verfolgen. Erste Studien hierzu befassten sich mit aktivistischen translatorischen Netzwerken, wie *ECOS*, *Traduttori per la pace*, *Babels* oder *Tlaxcala*, die für sprachliche und kulturelle Vielfalt und gegen Neoliberalismus, Militarismus und Imperialismus eintreten und teils harscher Kritik ausgesetzt waren (Brownlie 2010). So polemisierte der Konferenzdolmetscher Peter Naumann (2005) in einem Leserbrief gegen die ehrenamtlichen Dolmetscher*innen bei einem Weltsozialforum und attestierte ihnen nicht nur unbedarfte Hilfsbereitschaft, sondern stellte einen Zusammenhang zwischen Ehrenamt, Preisdumping, Dilettantismus und Organisationsmängeln her. Julie Boéris (2008) Replik könnte als Impulsgeber dafür angesehen werden, dass aktivistische Translation zunehmend Eingang in die translationswissenschaftliche Forschung fand. So zog das von *ECOS* organisierte »1st International Forum on Translation/Interpreting and Social Activism« eine Publikation nach sich (Boéri/Maier 2010) und 2020 wurde das *Routledge Handbook of Translation and Activism* (Gould/Tahmasebian 2020) publiziert, das die breite Palette aktivistischer Translation aufzeigt. Nicht unerwähnt bleiben sollte an dieser Stelle, dass Arbeiten zur feministischen und postkolonialen Translation ebenso wie translationssoziologische Ansätze bereits einen theoretisch wie empirisch soliden Boden für diese Forschung bereitet haben (siehe Kapitel 3.2.3).

Mittlerweile ist das sogenannte »nicht-professionelle« Übersetzen und Dolmetschen fester Bestandteil translationswissenschaftlicher Forschung und ob seiner Breite kaum mehr zu überblicken. Ein Impulsgeber war die »First International Conference on Non-Professional Interpreting and Translation« 2012 an der Universität Bologna/Forlì. Die dort vertretenen Themen reichten von Dolmetschtätigkeiten im Familienverband über semi-organisiertes Dolmetschen im Strafvollzug, Figuren nicht-professioneller Translator*innen im Film, Translationstätigkeit in Konzentrationslagern, die Rolle von Fansubs und das Dolmetschen in religiösen Gemeinschaften bis zum »translation crowdsourcing« im Web 2.0 (Antonini/Bucaria 2015; Antonini et al. 2017). Ebenso 2012 erschien eine erste Sondernummer der Zeitschrift *The Translator* zum Thema (Susam-Saraeva/Pérez-González 2012). Dass wachsende Interesse zeigt auch eine bibliometrische Studie von Aída Martínez-Gómez (2015) sowie die Tatsache, dass inzwischen nicht nur Überblicksdarstellungen, sondern auch Beiträge in spezialisierten Handbüchern vorliegen (etwa Jiménez Crespo 2019).

Die Beschäftigung mit vielfältigen Spielarten sogenannter nicht-professioneller Translation führt nicht nur zu einer Erweiterung des Forschungsgegenstandes, sondern wirft auch, wie Regina Rogl (2016: 122) richtig bemerkt, die immer komplexer werdende Frage nach der »kind of activity (such as labour, play, charity, slavery etc.) we are actually talking about« auf. Eine interessante Linse, durch die Arbeit betrachtet werden kann, bietet Rebecca F. Taylor (2004). Sie sieht davon ab, Vergütung

als singuläres Merkmal von Arbeit zu betrachten und fügt neben bezahlt/unbezahlt als weitere Dimensionen formell/informell und öffentlich/privat an. Dies erlaubt das Navigieren in unterschiedlichen Feldern von bezahlt/öffentlich/formell, wie etwa eine in einer Firma angestellte Buchhalterin, bis zu unbezahlt/privat/informell, wie unbezahlte Kranken- oder Altenpflege innerhalb der Familie. Unterlegte man der Betrachtung von Translation eine solche Perspektive, könnte auf die wenig produktive binäre Opposition zwischen »professioneller« und »nicht-professioneller« Translation verzichtet und der Blick für die vielfältigen Rahmenbedingungen translatorischer Arbeit geschärft werden.

Brian Harris, der ob seiner Tabubrüche kritisiert und kaum rezipiert wurde, wurden inzwischen zwei Sammelbände gewidmet, die aus einer Konferenz hervorgegangen sind (Blasco Mayor/Jiménez Ivars 2011; Jiménez Ivars/Blasco Mayor 2012). In jüngerer Zeit schlägt er, zunächst in seinem Blog, dann in einer Publikation eine graduelle Kategorisierung vor (Harris 2017), in die er auch Tourys »native translators« integriert. Auf der ersten Stufe seiner Treppe zum Expertentum stehen »natural translators«, bilinguale Kinder, die intuitiv und spontan dolmetschen. Auf der nächsten Stufe finden sich »native translators«, Bilinguale, die bereits translatorisch sozialisiert wurden. Diese untergliedert er in »beginner native translator«, etwa Schulkinder, und »advanced native translator«, etwa literarische Übersetzer*innen, die keine Ausbildung durchlaufen, aber über die Jahre Kenntnisse und Fertigkeiten erworben haben. Auf der letzten Stufe stehen Expert*innen, deren Expertise durch Ausbildung oder »mentorship« erworben wurde. Ein »professional translator« hingegen stellt keine Stufe dar. Es ist dies vielmehr eine Person, die Translation als Erwerbstätigkeit ausübt, ungeachtet, ob sie dafür ausgebildet wurde oder nicht (zur Diskussion dieser Kategorien vgl. Jääskeläinen/Kujamäki/Mäkisalo 2011).

Im Zuge der zunehmenden Befassung mit translatorischen Handlungen an den Rändern oder außerhalb der »professionellen« Translation stellt sich aus zwei Gründen die Frage, ob »nicht-professionell« eine adäquate Etikette darstellt. Zum einen simplifiziert eine binäre Kategorisierung das Feld, zum anderen haben die Bezeichnungen wertenden Charakter und sind daher analytisch nur beschränkt zielführend. Ein Umdenken zeigt sich in rezenter Literatur etwa zum wenig professionalisierten Feld des Kommunaldolmetschens. Während die Notwendigkeit des Einsatzes von Profis als einzige Alternative die Literatur über Jahre prägte und Ergebnisse empirischer Studien, die den Vorteil von Laiendolmetscher*innen argumentieren (etwa Edwards Temple/Alexander 2005) mit Skepsis begegnet wurde, wird nunmehr in einem Artikel in einer Standardzyklopädie über das medizinische Dolmetschen nicht nur unaufgeregt über den Einsatz von »professional interpreters«, »chance interpreters«, »family interpreters« und »bilingual staff« als »types of healthcare interpreters« (Hsieh 2015: 178f., Hervorh. i. Orig.) gesprochen, sondern auch eine universelle Ablehnung von Familiendolmetscher*innen als kulturell fragwürdig erachtet. Maria Lomeña Galiano (2020) moniert ebenso die diskriminierenden Be-

zeichnungen dieser »hidden population« und stellt in ihrem Beitrag neue methodologische Zugänge vor, die es erlauben, das Feld unvoreingenommener zu befor-schen.

Im Zusammenhang mit dolmetschenden Krankenhausangestellten, die von Maria R. Moreno und Kolleg*innen (2007) als »dual-role staff-interpreters« bezeichnet werden, ist hinzuzufügen, dass in der Literatur jüngerer Datums ein neuer Typus von Translator*innen auftaucht, der in Hybridmetiers tätig ist. Dabei handelt es sich um Personen, die im Rahmen ihrer beruflichen oder freiwilligen Tätigkeit regelmäßig übersetzen oder dolmetschen. Zu diesen, dem »monoprofessionellen Berufsbild« (Kujamäki 2016) nicht entsprechenden Translator*innen zählen etwa Militärdolmetscher (ibid.), Journalist*innen (Filmer 2014), Fixer (Murrell 2015) oder Dolmetscher*innen in religiösen Settings (Tipton/Furmanek 2016), für die Tipton und Furmanek den Terminus »fusion interpreters« (ibid.: 7) prägen, während Helen Colley und Frédérique Guéry (2015) Kommundolmetscher*innen aufgrund ihrer vielfältigen Rollen insgesamt als »new hybrid professions« bezeichnen. Aber auch ausgebildete Translator*innen sind in hybriden Metiers tätig, weshalb Morón Martín (2020) für diese den Begriff »translation-related professionals« vorschlägt. Darauf, dass Multiprofessionalität in Geschichte wie in Gegenwart keine Ausnahme darstellt, verwies jedoch bereits Pym (1998: 161f.).

2.3 Das Ziel und der Weg – Professionalisierung als Impetus

Im Rahmen der Arbeiten zu beruflichen Aspekten der Translation stellt nicht nur der Beruf selbst, sondern auch die Professionalisierung im Sinne von Verberuflichung einen wichtigen Schwerpunkt dar, der allerdings nicht hinsichtlich aller beruflichen Felder gleichermaßen behandelt wurde. Während das Konferenzdolmetschen von Sylvia Kalina Anfang der 2000er Jahre (2001: 53) als »am stärksten professionalisierte[...] Dolmetschart« propagiert wird, gibt es auf der anderen Seite »these »emerging markets« for interpreting services [...] in need of professionalisation« (Kalina 2002a: 171). Am Kommundolmetschen, das metaphorisch u.a. als »Cinderella field« (Andermann/Rodgers 2003: 7), »Stiefkind« (Pöllabauer 1998: 39) oder »Dritte Welt« (Pöchhacker 2000: 125) titulierte wurde, lassen sich die Diskussionen um die Notwendigkeit der Professionalisierung am besten nachzeichnen. Dies liegt u.a. daran, dass der Bereich, wie bereits in Kapitel 1.3.1 erwähnt, zunächst keinen Eingang in die akademischen Curricula gefunden hat, daran, dass in diesen Settings häufig Mitglieder primärer Versorgungsnetze wie Familie und Freundeskreis aus-helfen, aber auch Reinigungskräfte und Pflegepersonal mit Migrationshintergrund als Translator*innen ad hoc rekrutiert werden, und letztlich auch daran, dass sich die Translationswissenschaft erst in den 1990ern intensiver mit diesem Phänomen

auseinanderzusetzen begann. So wird die fehlende Professionalisierung auch in der Standardeinführung von Pöchhacker moniert:

Compared to the ›wave‹ of professionalization that swept conference interpreting to high international prestige after the 1950s, the professionalization of interpreting in community-based settings appears more like a pattern of ripples. (Pöchhacker 2004: 29, 2016: 30)

Dass die Professionalisierung nicht nur Objektbereich, sondern auch Auftrag ist, bestätigt die Wahl des Themas »Professionalisation of interpreting in the community« für die 4. internationale *Critical-Link*-Konferenz im Jahre 2004. In ihrer Einleitung zu den Proceedings schreibt Wadensjö:

Quite obviously, people working with interpreting in various spheres of society and various parts of the world are now involved in a process of professionalisation. This implies a range of individual and collective efforts, including struggles to achieve a certain status, suggestions to define standards of best practice, to control access to professional knowledge – theoretical models and practical skills – and to control education and work opportunities. (Wadensjö 2007: 2)

Interessant an der Diskussion sind vor allem zwei Aspekte: Zum einen die Perpetuierung der scheinbar unüberwindbaren Hürde zwischen den sozialen Welten des Konferenz- und Kommundolmetschens und zum anderen die Widersprüchlichkeit der Diskurse, die auf der einen Seite davon geprägt sind, das Cinderella-Image durch Reklamieren des professionellen Status abzuwenden, etwa, wenn Wadensjö (1992: 49) meint, »Swedish dialogue interpreters could be said to be professional in the sense of Parsons (1964)«, auf der anderen Seite davon, notorische Professionalisierungsdefizite in Form »eklatante[r] Missstände« (Pöllabauer 2005: 52) aufzuzeigen. Sehr treffend formuliert es Şebnem Bahadır (2000: 222), wenn sie der Literatur in diesem Zusammenhang bescheinigt, sie verharre in einer »Lamentierphase«, »eine[r] mehr oder weniger stark ausgeprägte[n] Form der weinerlichen Unzufriedenheit und/oder komplexbeladenen Bescheidenheit«.

Diese Widersprüchlichkeit kann die Translationswissenschaft allerdings nicht für sich beanspruchen, wie dies Peter Cloos (2010) am Beispiel der Professionalisierungsdiskussion im Bereich der Sozialen Arbeit nachzeichnet, die in den Anfängen in vielerlei Hinsicht jener in der Kommundolmetschforschung ähnelt. So geht es auch in den frühen Arbeiten zum Kommundolmetschen der 1990er Jahre noch selten um eine berufs- oder professionstheoretische Auseinandersetzung auf der Basis (translations-)soziologischer Theorien oder um die Entwicklung theoretisch tragfähiger und empirisch überprüfter Modelle, sie folgen vielmehr einem »berufspolitischen Impetus mit dem Ziel einer statuspolitischen Aufwertung der Berufsgruppe« (ibid.: 25). So lässt sich die Professionalisierungsdiskussion in der Dolmetchwissenschaft an der Schnittstelle zwischen beruflicher Praxis und Disziplin ver-

orten, wenn sich Forscher*innen darum bemühen, die Professionalisierungswünsche bzw. -erfordernisse disziplinär zu steuern und aktiv voranzutreiben. Dies geschieht zum einen durch die Darstellung missglückter gedolmetschter Interaktion und der daraus resultierenden Gefahren für sämtliche Beteiligten. Exemplarisch seien die Studie »The hospital cleaner as healthcare interpreter« von Pöhhacker und Kadrić (1999) und Jan Cambridges (1999) »Information loss in bilingual medical interviews through an untrained interpreter« angeführt. Zum anderen, und eher im Zentrum standen Überlegungen zum Professionalisierungsgrad des Kommunaldolmetschens und das Ausloten von Möglichkeiten, um die Professionalisierung voranzutreiben.

Als Messlatte für den Professionalisierungsgrad wurden zunächst Merkmale von »Professionen« als Indikatoren ins Treffen geführt, wobei terminologisch angemerkt werden muss, dass »Profession« oft als Terminus verwendet wurde, ohne sich eingehend mit den komplexen Unterschieden zwischen den Kategorien Arbeit, Beruf und Profession auseinanderzusetzen. Die terminologische Unschärfe wird dadurch vergrößert, dass die englischen Bezeichnungen in andere Sprachen wie das Deutsche entlehnt wurden, ohne zu überprüfen, inwiefern sich die Konzepte gleichen oder auch unterscheiden. Was unter »Profession« oder »Beruf« verstanden wurde, ist daher nicht immer eindeutig auszumachen. Dementsprechend wird unter Professionalisierung weniger der aus der klassischen Berufssoziologie stammende Übergangsprozess von Beruf zur besonders ausgewiesenen akademischen Profession verstanden, sondern schlicht Verberuflichung, also ein Prozess der Veränderung von Arbeit in Richtung qualifizierte und sozial organisierte Erwerbsarbeit.

Zu den ersten Arbeiten, die mit Merkmalen von Professionen im Bereich des Kommunaldolmetschens operieren, zählen drei Beiträge von Roda Roberts aus den Jahren 1993, 1994 und 1997. Ziel dieser Beiträge, die sich inhaltlich z.T. überschneiden, ist es, die Notwendigkeit der Professionalisierung des Kommunaldolmetschens zu unterstreichen und deren Umsetzung an einer Reihe »objectives« bzw. »goals« festzumachen, die als Merkmale von Professionen interpretiert werden können. Die Ziele werden im Jahre 1993 lediglich aufgelistet und nicht weiter erörtert.² Ein Jahr danach bespricht Roberts (1994) folgende Ziele im Detail: a) Terminologiekklärung, b) Präzisierung der Rolle(n) von Kommunaldolmetscher*innen, c) Einrichtung möglichst akademischer Ausbildungsprogramme, c) Training for trainers, d) Consumer education sowie e) Akkreditierung durch Verbände. Um die Professionalisierung voranzutreiben, sei es nötig, die Forschung voranzutreiben,

2 Sie lauten: a) eine bessere und längere Ausbildung, b) eine angemessenere Bezahlung, c) eine Präzisierung des Konzeptes Kommunaldolmetschen und die Identifizierung der Aufgaben und Rollen von Kommunaldolmetscher*innen sowie d) Consumer education (Roberts 1993: 247).

die eine solide Basis dafür schaffen kann, wie Leistungen und Dolmetschverhalten bewertet werden können (Roberts 1997: 23).

Als weiteres frühes Beispiel solcher Check-Listen sei das Lehrbuch zum *Liaison Interpreting* von Adolfo Gentile, Uldis Ozolins und Mary Vasilakakos (1996) angeführt. In einem Kapitel mit dem Titel »Professional Socialization« besprechen sie folgende Elemente: a) Identifizierung der professionellen Kompetenzen, b) Anerkennung des Berufs (durch qualitative Arbeit der Mitglieder, eine starke Berufsvertretung, angemessene Remuneration und Lizenzierung), c) Ausbildungsprogramme und d) die Entwicklung professioneller Standards. Bei Roberts ebenso wie bei Gentile et al. haben die Merkmale der Profession(alisierung) den Charakter von Zielen, die den Weg ebnen sollen, dieses Feld »not just as a service rendered by volunteers« zu betrachten, »but as a professional activity which merits its own definition, guidelines and training« (Roberts 1994: 127).

Dieser Zugang erinnert an die klassischen »Trait-Modelle« oder wie Martin Schmeiser (2006) sie bezeichnet, »Merkmalskatalogverfahren«, auch wenn keine*r der oben erwähnten Autor*innen auf die entsprechende Literatur verweist. Dies lässt darauf schließen, dass Merkmalskataloge bzw. Check-Listen zu den einfachsten Möglichkeiten gehören, »Berufe« oder »Professionen« anhand diverser Charakteristika taxonomisch zu beschreiben, ohne die (berufs-)soziologische Theorie bemühen zu müssen.

Das traditionelle Verständnis von »professions« geht auf die Arbeit US-amerikanischer Soziologen wie Talcott Parsons in den 1930er Jahren zurück. Professionen werden als eine besondere Form kategoriell demarkierter Berufe angesehen: ihre Tätigkeit ist durch eine besondere Wissensbasis gekennzeichnet, was eine wissenschaftlich fundierte Ausbildung voraussetzt; ihre Arbeit ist auf zentrale gesellschaftliche Werte bezogen und ihr Wissen steht uneigennützig im Dienste des Allgemeinwohls; sie sind frei von Fremdkontrolle durch Klient*innen und den Staat, wobei Berufsverbände den Zugang zum Beruf ebenso wie seine Ausübung selbstverantwortlich kontrollieren; sie verfügen über eine exklusive Berechtigung zur Berufsausübung, und da die Problemlösung hochkomplex ist, genießt der Beruf gesellschaftliche Wertschätzung (vgl. Kurtz 2002: 49; Schmeiser 2006: 301). Als prototypische Professionen werden meist die Medizin und die Jurisprudenz ins Treffen geführt.

Ausgehend von solchen und ähnlichen Checklisten versuchte man in Dutzenden Arbeiten den jeweiligen Beruf auf seinem potenziellen Weg hin zur idealtypischen Profession zu beschreiben, indem eruiert wurde, welche Merkmale nicht oder nur in Ansätzen vorliegen. Diese Arbeiten waren bis in die frühen 1970er Jahre populär, und mitunter herrschte Checklistenverwirrung, was Geoffrey Millerson (1964) zu einer Metastudie bewog. Er extrahierte aus den Definitionen von 21 Autoren 23 Kernmerkmale von Professionen, wobei kein einziges Merkmal von allen Autoren

als unerlässlich erachtet worden war. Die am häufigsten genannten Attribute fasste er wie folgt zusammen:

- (a) A profession involves a skill based on theoretical knowledge.
- (b) The skill requires training and education.
- (c) The professional must demonstrate competence by passing a test.
- (d) Integrity is maintained by adherence to a code of conduct.
- (e) The service is for public good.
- (f) The profession is organized. (Millerson 1964: 5)

Den meisten dieser Studien attestiert er das eigentliche Ziel »to escape the thought that all professions are equal« (ibid.: 2). Solche Studien basieren auf einem analytisch wenig anspruchsvollen Verfahren und sind weder theoretisch komplex noch empirisch besonders aufschlussreich, auch wenn Schmeiser (2006: 302) ihnen zumindest für historische Arbeiten nicht den Wert absprechen möchte. Sie zeigen allerdings weniger, ob ein Beruf eine »Profession« ist, als sie vorführen, was zu einem bestimmten Zeitpunkt als Profession angesehen wird. Robert Dingwall (1976/2008a: 12) fasst den erkenntnistheoretischen Nutzen solcher Studien wie folgt zusammen: »The logical outcome of this approach is that a profession is nothing more or less than what some sociologists say it is.« Auf die Schwierigkeit, »profession« als analytische Kategorie zu verwenden, wiesen eine Reihe von Soziolog*innen seit Beginn der 1970er Jahre hin, nicht zuletzt deshalb, weil der Begriff deskriptiven ebenso wie wertenden Charakter hat. Howard S. Becker (1962/1977) machte bereits Anfang der 1960er Jahre auf diese Ambiguität aufmerksam und argumentiert, dass es sich bei »profession« um ein kollektives Symbol handle, das selbst eine gesellschaftliche Funktion erfülle und daher in der Wissenschaft als »folk concept« behandelt werden sollte, »a part of the apparatus of the society we study, to be studied by noting how it is used and what role it plays in the operations of that society« (ibid.: 92). »Profession« ist also ein multiperspektivisches Konzept, das ohne konkreten Bezug auf historische, regionale und soziale Spezifika nicht seriös untersucht werden kann (vgl. etwa Freidson 1988: 35). Ebenso wenig erkenntnisreich erwies sich der Versuch einiger Autor*innen im Anschluss an Amitai Etzioni (1969) bestimmte Berufe, die noch nicht den Zielstatus einer Profession erreicht haben, wie etwa Lehrer*innen, Krankenpfleger*innen oder Sozialarbeiter*innen, als »Semi-Professionen« zu etikettieren, zumal auch hierbei eine Subordinationsvorstellung implizit vorhanden ist.

Auch wenn es in der Translationswissenschaft, wie oben beschrieben, Ansätze der Verwendung von Merkmalskatalogverfahren gab und gibt, zumal bestimmte Merkmale immer wieder ins Treffen geführt werden, setzte sich dieser Zugang nicht systematisch durch. Eine Ausnahme stellt ein Beitrag von Anna Witter-Merithew und Leilani Johnson aus dem Jahre 2004 dar, in dem die Autorinnen dezidiert auf die »trait theory« Bezug nehmen, um den Professionalisierungsgrad des Gebärden-

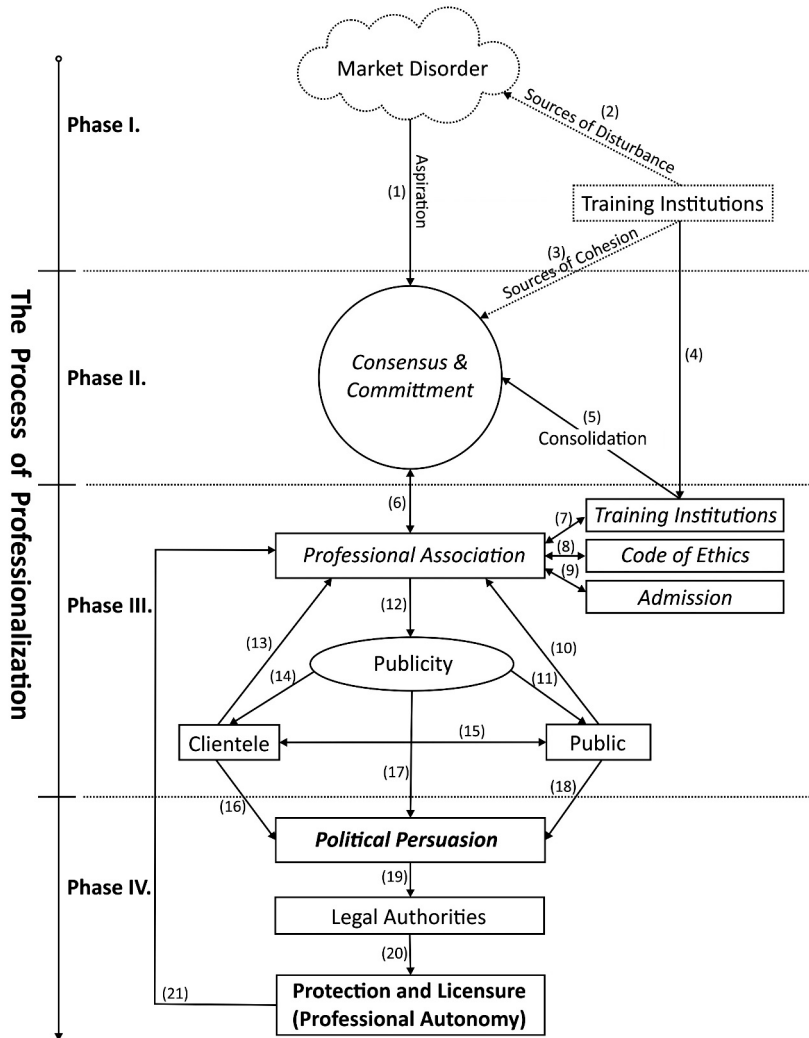
sprachdolmetschens in den USA anhand von neun Attributen zu bestimmen. Diese Arbeit hat einen unverhohlenen berufspolitischen Impetus, schließt sie doch mit einer Liste von Empfehlungen »[giving] insight to a starting place for the next phase of the journey toward advancing the field of sign language interpreting« (ibid.: 43). Sporadisch finden sich auch rezentere Arbeiten, die sich »traits« systematisch zunutze machen, etwa Tyulenev (2015), der den Professionsdiskurs auf einen soliden theoretischen Boden stellen will, sich dabei aber einer Merkmalsliste von Abraham Flexner aus dem Jahre 1915 bedient, oder Volga Yilmaz-Gümüş (2018) Beitrag zur Professionalisierung des Übersetzens in der Türkei, der die Literatur allerdings kritisch diskutiert. Dass über die Bedeutung von Merkmalsverfahren Uneinigkeit herrscht, zeigen zwei Einträge in der *Encyclopedia of Interpreting Studies*: Während Grbić (2015) diese in ihrem Eintrag »Profession« kritisch betrachtet, spricht Helle V. Dam (2015: 400) im Eintrag »Status« von »eight criteria as indicative of a profession«.

Weitaus größeres Gewicht als Merkmalskatalogverfahren hatten in der Dolmetschwissenschaft Phasenmodelle, die insofern eine Weiterentwicklung darstellten, als sie nicht lediglich Attribute auflisten und deren Vorhandensein bestätigen oder auch nicht, sondern diese im Sinne einer dynamischen Abfolge von Entwicklungsschritten zu konzipieren versuchen. In der Soziologie selbst scheint dieser Zugang keine merkliche Verbreitung gefunden zu haben, verwiesen wird jedoch auf Harold Wilensky (1964), der die Entwicklung von 18 etablierten, tlw. etablierten und nicht etablierten Berufen in den USA untersuchte und auf Basis seiner Daten auf eine prototypische Abfolge von fünf Phasen des Professionalisierungsprozesses schloss:

- a) Ein Job wird zur Vollzeittätigkeit.
- b) Ein Ausbildungsprogramm wird, möglichst auf Hochschulebene, entwickelt.
- c) Ein Berufsverband wird gegründet, ggf. wird eine neue Bezeichnung für den Beruf gefunden, wobei diese Phase von Konflikten gekennzeichnet ist, etwa zwischen »alter Garde« und Noviz*innen, aber auch mit verwandten Berufen.
- d) Um das exklusive Kompetenzmonopol zu sichern, folgen Öffentlichkeitsarbeit, staatliche Anerkennung und gesetzliche Lizenzierung.
- e) Schließlich wird ein Ehrenkodex formuliert.

In der Dolmetschwissenschaft entwickelte Joseph Tseng (1992) ein Phasenmodell der Professionalisierung von Konferenzdolmetscher*innen in Taiwan im Rahmen einer MA-Thesis. Ziel seiner Arbeit war es, die professionelle Entwicklung dieses Tätigkeitsfeldes zu analysieren, erfolgreiche Strategien der Professionalisierung etablierter »professions« zu ermitteln, um diese »for further development towards a full-fledged profession« (ibid.: 4) nutzen zu können. Seinem Modell legt er den machtheoretischen Ansatz der Berufssoziologie (»theory of control«) zugrunde, Merkmalskatalogverfahren steht er kritisch gegenüber. Sein Modell, das vier Phasen vorsieht, ist in Abb. 1 dargestellt.

Abb. 1 Professionalisierungsprozess (nach Tseng 1992)



In Phase I herrscht unregelter Marktzugang, den Zuschlag für einen Auftrag erhält der billigste Anbieter. Ausbildungsstätten sind rar und von bedingter Qualität, Standards und Qualitätskontrolle existieren nicht, Auftraggeber*innen sind sich der Komplexität der Tätigkeit nicht bewusst. Aufgrund wachsender Unzufriedenheit über die gängige Praxis schließen sich engagierte Praktiker*innen

zusammen, um die Professionalisierung voranzutreiben. Phase II ist von Diskussionen, Konflikten und Machtkämpfen gekennzeichnet. Einige akademische Ausbildungsstätten haben einen positiven Einfluss auf den Professionalisierungsprozess und die Wissensproduktion, es kommt zu einer Differenzierung in gut ausgebildete, bedingt ausgebildete und nicht ausgebildete Praktiker*innen. Einige engagierte Praktiker*innen streben die Gründung eines Berufsverbandes an. Dieser nimmt in Phase III eine entscheidende Rolle ein, und einige Ausbildungsstätten stützen den Professionalisierungsprozess. Ein Ehrenkodex wird formuliert, der Zugang zum Verband bzw. zur Berufsausübung wird limitiert. Um das Kompetenzmonopol zu sichern, wird Öffentlichkeitsarbeit betrieben. Durch die öffentliche Anerkennung wird Macht ausgebaut. Der Verband strebt nunmehr nach politischer Unterstützung für ihre »professional claims«. Am Übergang zu Phase IV dienen die Anerkennung durch Kund*innen und Öffentlichkeit und das konsolidierte Berufsbild dazu, die Behörden zu überzeugen, den Beruf zu schützen. Durch gesetzlichen Schutz und Lizenzierung wird die professionelle Autonomie weiter ausgebaut. Den Gesamtprozess beschreibt Tseng als langwierig, schwierig und zirkulär, so sei er immer wieder von Skepsis, Missverständnissen und Konflikten mit diversen Gruppen und Institutionen, aber auch von interner Konkurrenz geprägt (ibid.: 55f.).

Wie bereits erwähnt, bezieht Tseng seine theoretische Basis von machtheoretischen Zugängen der Berufssoziologie der 1970er Jahre, die u.a. mit Eliot Freidson (1970) und Magali Sarfatti Larson (1977) verbunden werden. Sie untersuchen Professionen im Kontext von Macht und Ungleichheit und betrachten Professionalisierung nicht mehr als Aufstiegsprojekt, sondern als Monopolsicherungsprozess. Professionen werden demnach als Berufe verstanden, denen es gelungen ist, sich einen Monopolstatus zu sichern. Deren Errungenschaften – Autonomie, Selbstkontrolle, Prestige, Einkommen, Selbstverwirklichung – werden als Privilegien und Machtressourcen betrachtet, an deren Konservierung kontinuierlich gearbeitet wird. Die kolportierte Orientierung am Gemeinwohl steht unter dem Verdacht, lediglich den Monopolausbau zu rechtfertigen (vgl. Kurtz 2002: 53f.; Schmeiser 2006: 306–309).

Der Verdienst von Tsengs Phasenmodell liegt im Fokus auf Macht, Ideologie und Konkurrenz einerseits und in der Dynamisierung des Merkmalskatalogverfahrens andererseits. Auch wenn er sich von diesem Verfahren distanziert, sei angemerkt, dass sich die häufigsten Attribute auch in seinem Modell finden, allerdings kontextualisiert, dynamisch und flexibel. Es geht nicht nur mehr um die Binnenstruktur einer »Profession«, sondern um die Eingebundenheit in verschiedene gesellschaftliche Felder mit ihren Akteur*innen, deren Interessen und die damit verbundenen sozialen Prozesse. Einschränkend muss allerdings angemerkt werden, dass er den Professionalisierungsprozess trotzdem als erstrebenswertes Aufstiegsprojekt sieht. Interessanterweise verweist Tseng an einigen Stellen auf Wilensky (1964), erwähnt aber dessen Phasenmodell nicht.

Rezipiert, angewandt und überarbeitet wurde Tsengs Modell in den 1990er Jahren vor allem im Bereich des Kommunal- und Gebärdensprachdolmetschens (vgl. Fenton 1992; Mikkelsen 1996; Pollit 1997; Grbić 1998; Pöllabauer 1998). Mit der Aufnahme des Modells in Pöhhackers *Introducing Interpreting Studies* (2004, 2016) genießt es heute Bekanntheit. Eine kritische Auseinandersetzung mit dem Modell, das ein nicht zu erreichendes »Nirvana« verspreche, findet sich in einer Studie von Pym, Orrego-Carmona und Torres-Simón (2016) zur Veränderung des translatorischen Marktes durch Technologie und Globalisierung, eine rezentere Anwendung bei Hoyte-West (2020).

Auch wenn nicht immer Tsengs Phasenmodell als Ausgangspunkt diene, so erfreute sich doch die Beschäftigung mit diversen Merkmalen und Professionalisierungsgraden immer wieder Beliebtheit. All diesen Arbeiten ist, wie bereits am Anfang des Kapitels ausgeführt, das Ziel der statuspolitischen Aufwertung eines Sektors translatorischer Berufstätigkeit gemein. Sie sind an der Schnittstelle zwischen wissenschaftlicher Forschung und beruflicher Praxis zu verorten und fallen im angewandten Strang der Translationswissenschaft in den Bereich der »translation policy«, wenn wir James S. Holmes' (1972/1988: 77f.) Systematisierung der Translationswissenschaft als Ausgangspunkt nehmen. Interessanterweise wurde der Strang der Translationspolitik, der in den letzten Jahren auch konzeptuell deutlich an Aufmerksamkeit gewinnt, in Tourys (1995: 10, 2012: 4) Rezeption von Holmes unter den Tisch gekehrt, was von Andrew Chesterman (2009: 14) zu Recht moniert wird. Häufig entgehen die oben erwähnten Arbeiten einer essenzialistischen Konzeption von Beruf bzw. Profession nicht, zumal sie letztendlich zwischen professionellen und nicht-professionellen Translator*innen unterscheiden müssen. Dies merkt auch Wadensjö (2007: 2) mit Bezug auf Margali Larson kritisch an und weist auf die Komplexität des Praxisfeldes hin, das von intra- und interprofessionellen Konflikten hinsichtlich Status und Ressourcen geprägt ist (ibid.: 3).

Oder wie Rudvin es, wohl alludierend auf die griffige Formel von Susan Bassnett und André Lefevere,³ auf den Punkt bringt: »professionalisation [...] [is] far from being an ›innocent‹ and automatic endeavour« (Rudvin 2007: 48). Professionalisierungsprozesse sind vielmehr von strategischem Vorgehen zur Besetzung und Ausgestaltung eines sozialen Territoriums begleitet, wie dies Pym im Zusammenhang mit der Problematik des Platzes von Translator*innen im Sektor der Lokalisierung anmerkt:

Hence our desire to discuss trust not on the basis of professional virtues, but in terms of quite Machiavellian strategies for professional self-protection. For us, the process of professionalization is by no means a story of sanctification. The prime task of professionalization is to carve out a social space in which virtues

3 »Translation, like all (re)writings is never innocent« (Bassnett/Lefevere 1990: 11).

and values, whatever they may be, might stand a chance of winning hearts and minds, and thus joining together the segments that are currently drifting apart. Without that space, without some highly strategic modes of professionalization, one might as well be preaching in the desert. (Pym 2004: 178)

Um die sozialen Praktiken, Vorgehensweisen, Strategien und Konflikte in den diversen Arenen untersuchen und deren Logiken verstehen zu können sowie zu Ergebnissen zu gelangen, die die Translationswissenschaft theoretisch wie methodisch voranbringen, greifen angewandte, statuspolitisch motivierten Arbeiten jedenfalls zu kurz. Im nachfolgenden Kapitel sollen nun einige translationswissenschaftlicher Zugänge, die sich als grundlegend für die Beschäftigung mit translatorischen Berufen erwiesen haben, besprochen werden.